

Teil I: Frühförderung wirkt in und mit Familien – Familienorientierung

Kindliche Entwicklungsrisiken – familiäre Erschöpfungszustände: Was heißt das für die Interdisziplinäre Frühförderung von Anfang an?

Hans Weiß

Zwar hat es – zumindest in den entwickelten Staaten und Regionen – wohl noch kaum eine Zeit gegeben, in der so viele Kinder so große Entfaltungschancen hatten wie heute. Man denke nur an die vielfältigen Möglichkeiten der kulturellen Teilhabe vieler Kinder (z. B. Reisen oder Pflege von Hobbys). Gleichwohl wächst eine eher größer gewordene Zahl von Kindern unter erschwerten Bedingungen auf. Zugleich haben sich Entstehungsbedingungen und Formen von Entwicklungsbeeinträchtigungen einschließlich manifester Behinderungen verändert. Dazu seien Hintergründe aufgezeigt und Konsequenzen für die Interdisziplinäre Frühförderung erörtert, die unter dem Anspruch steht, ›von Anfang an‹ den Bedürfnissen der betroffenen Kinder und ihrer Eltern/Familien im Sinne nachhaltiger Wirksamkeit gerecht zu werden.

Biologische und soziale Entwicklungsgefährdungen – Veränderungen im zeitlichen Kontext

Bei den sog. ›klassischen‹, insbesondere genetisch bedingten Behinderungsformen gehen die Zahlen zurück. Dazu gehören die Trisomie 21, Spina bifida oder Muskelerkrankungen wie die Progressive Muskeldystrophie vom Typ Duchenne. So fiel der Anteil von Schülerinnen und Schülern mit Down-Syndrom an Schulen mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung von 1960 bis 2010 um rund die Hälfte (Lenhard 2003). Zurückzuführen ist dies vor allem auf die immer feineren Methoden der Pränataldiagnostik mit nachfolgender Abtreibung bei ca. 90 % der ›positiven‹ Befunde.

Im Unterschied zu vielen genetisch bedingten Beeinträchtigungen haben umfängliche Schädigungen in den letzten Jahrzehnten eher zugenommen. Dies ist eine Folge der Fortschritte in der Pränatal- und Neonatalmedizin. Viele medizintechnisch hochkomplexe lebenserhaltende und -ermöglichte Maßnahmen verringern die Sterblichkeit von Kindern besonders bei Früh- und Risikogeburt. Sie tragen allerdings auch dazu bei, dass unvermeidlich Schädigungen entstehen sowie schwer geschädigten Kindern ein (Über-)Leben ermöglicht wird. Andererseits führen die Fortschritte der Neonatalmedizin inzwischen auch dazu, dass z. B. sehr frühgeborene Kinder nicht mehr mit so schweren Cerebralparesen aufwachsen wie noch in früheren Jahren.

Über die gesundheitliche Situation der Kinder und Jugendlichen heute wissen wir Genaueres vor allem durch den Kinder- und Jugend-Gesundheits-Survey des Robert Koch Instituts, die sog. KiGGS-Studie. Die Basiserhebung wurde zwischen 2003 und 2006 bei 17.641 Kindern und Jugendlichen zwischen 0 und 17 Jahren durchgeführt. Eine erste Folgebefragung (1. Welle) mit ausgewerteten Ergebnissen schloss sich in der Zeit von 2009 bis 2012 an.

Bereits in der Basiserhebung zeigten sich zwei deutliche Verschiebungen in der Morbidität von Kindern und Jugendlichen, zum einen von akuten zu chronischen Gesundheitsstörungen wie z. B. Adipositas und psychosomatischen Erkrankungen, zum anderen von somatischen zu psychischen (psychosozialen) Störungen. Zusammengefasst werden diese über die letzten Jahrzehnte gehenden Tendenzen als *Neue Morbidität* bezeichnet.

In der 1. Welle der KiGGS waren insgesamt 17,2 % der Jungen und Mädchen zwischen drei und sechs Jahren in ihrer psychischen Situation auffällig oder grenzwertig auffällig, insbesondere in Form von emotionalen und Verhaltensproblemen, Hyperaktivität und Peer-Problemen (Hölling et al. 2014).

Vor allem die Verschiebung von den somatischen zu den psychosozialen Beeinträchtigungen bildet sich in der Klientel der Frühförderung ab. So überstieg in der Totalerhebung der Frühförderstellen in Thüringen 2010 der Anteil der Kinder mit psychosozial bedingten Entwicklungsproblemen im kognitiven, perzeptiven, sprachlichen und/oder sozial-emotionalen Bereich deutlich den Anteil der Kinder mit manifesten Behinderungen (Sohns et al. 2015).

Biologische und psychosoziale Risiken in Abhängigkeit vom Sozialstatus der Familien

Insgesamt zeigt sich ein deutlicher Einfluss der sozialen Lage auf gesundheitliche Risiken: »Das Risiko für einen nur mittelmäßigen bis sehr schlechten allgemeinen Gesundheitszustand ist bei Jungen und Mädchen mit niedrigem sozioökonomischen Status um das 3,4- bzw. 3,7-Fache erhöht im Vergleich zu Kindern mit hohem sozioökonomischen Status« (Robert Koch Institut 2014). Frühe und für die weitere Entwicklung bedeutsame biologische Risiken wie Frühgeburtlichkeit, niedriges Geburtsgewicht, prä-, peri- und postnatale Komplikationen etc. treten bei Kindern mit niedrigem Sozialstatus häufiger auf, als bei Kindern aus besser gestellten Familien und erhöhen das Risiko für Schädigungen, besonders Cerebralparese, Sehstörungen sowie geistige und Mehrfachbehinderungen (Lampert et al. 2010, 10).

Mithilfe bildgebender Verfahren wie der strahlungsfreien Magnetresonanztomographie (MRT) verfügen wir inzwischen über genauere Einblicke zur Frage, wie sich ein niedriger sozioökonomischer Status und damit verbundene familiäre Belastungen auf die Gehirnentwicklung von Kindern, speziell die Entwicklung des

präfrontalen Cortex und des limbischen Systems, auswirken. Wichtige Funktionen von ihnen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- Präfrontaler Cortex: zuständig für Handlungssteuerung, Handlungsplanung und die Regulation emotionaler Prozesse
- Hippocampus: Teil des limbischen Systems, wirkt mit bei der »Erzeugung«, der »Archivierung« und dem »Abruf« von Inhalten des Langzeitgedächtnisses
- Amygdala (Mandekern): Teil des limbischen Systems, hat Einfluss auf das emotionale Gedächtnis, das Bewerten und Wiedererkennen von Situationen

Aufwachsen in Armut korreliert solchen MRT-basierten Studien zufolge mit einem geringeren Wachstum des Hippocampus (Noble et al. 2012). Ferner besteht eine Korrelation zwischen der Anzahl der Jahre, in denen ein Kind in einer sozioökonomisch benachteiligten Familie aufwächst, und einem verringerten Wachstum der Amygdala (ebd.). Die verschiedenen Ansatzpunkte problematischer Einwirkungen von ungünstigen familiären Umweltbedingungen auf die Entwicklung des kindlichen Gehirns fasst Azma (2013) dezidiert zusammen:

»Anregende Umgebungen fördern neuronales Wachstum, während belastende Umgebungen negative Effekte auf die Hirnentwicklung auf mehrfachen Ebenen haben, von der Systemebene, z. B. der Architektur des neurologischen Systems, das die Gehirnregionen einschließt, oder dem Umfang der vorhandenen Hirnstruktur bis zur Zellebene, z. B. der Synapsendichte auf einem einzelnen Neuron« (Übers. H. W.).

Der breite Bedingungszusammenhang von deprivierenden Entwicklungsbedingungen und erhöhten Schädigungsrisiken im Kontext von sozioökonomischer Benachteiligung spiegelt sich auch in einer Studie über soziobiografische Aspekte der Schülerschaft mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung in Bayern (Dworschak & Ratz 2012) wider. In dieser Studie mit rund 1.600 Schülerinnen und Schülern des Schuljahrs 2009/10 betrug der Anteil jener Schüler/innen aus Familien mit einem niedrigen sozialen Wohlstand (gemessen mit der Family Affluence Scale) 40,3 %, d. h. rund das Fünffache des vergleichbaren Anteils mit niedrigem sozialem Wohlstand in der Gesamtbevölkerung (7,8 %). Noch eklatanter ist dieser Unterschied, nämlich gut das Achtfache, bei Einelternfamilien und Familien mit Migrationshintergrund (rund 64 % zu 7,8 %) (ebd., 45 f.).

Armut und soziale Benachteiligung sind nicht nur ein Nährboden für intellektuelle Entwicklungsbeeinträchtigungen, die mit dem Begriff der ›Lernbehinderung‹ umschrieben worden sind. Aufgrund des Zusammenspiels von psychosozialen und biologischen Risiken (► Abb. 1) ist das Risiko, von einer Schädigung betroffen und z. B. geistig oder körperbehindert zu werden, bei Menschen aus erheblich benachteiligten Lebenslagen erhöht, wenn auch in geringerem Maße als bei ›Lernbehinderung‹ (BMFSFJ 2002). Beeinträchtigt- bzw. Behindertwerden muss somit als komplexes bio-psycho-soziales Geschehen verstanden werden.

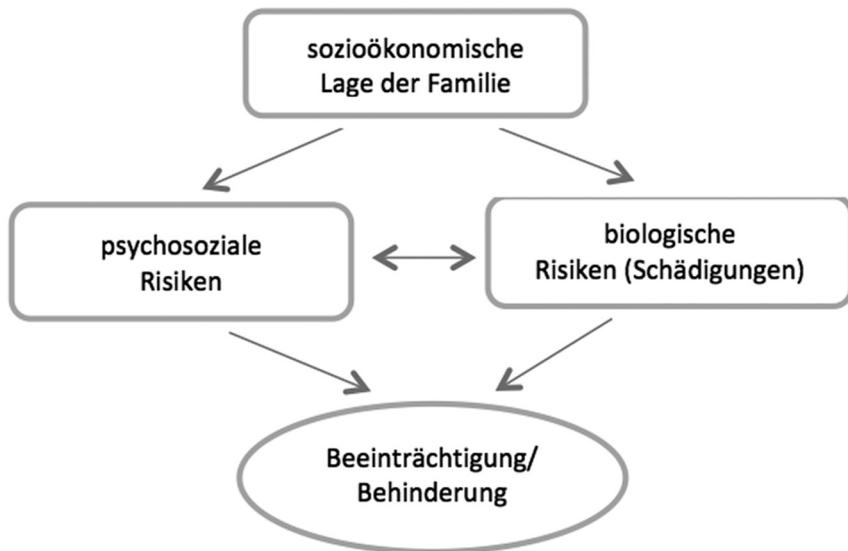


Abb. 1: Entwicklungsbeeinträchtigendes Zusammenspiel von psychosozialen und biologischen Risiken

Erhöhte soziale Verwundbarkeit und Erschöpfung von Familien in benachteiligten Lebenslagen

In den vielfältigen Zusammenhängen zwischen (neuro-)biologischen und (psycho-)sozialen Faktoren spielen die Eltern als handelnde und erleidende Personen eine wichtige Rolle. Dazu werde ich einige Schlaglichter auf die Erziehungswirklichkeit von Eltern werfen und dann den Blick speziell auf Eltern und Familien mit niedrigem sozioökonomischem Status richten.

These 1:

»Eltern stehen heute unter enormem Druck, sowohl hinsichtlich ihrer subjektiven Bedürftigkeit als auch hinsichtlich der objektiv gestiegenen Anforderungen« (Henry-Hummel 2008, 23). Ihnen wird »ein Maß an Verantwortung und Mitsprache für ihre Kinder zugewiesen, das es in früheren Elterngenerationen so nicht gab« (ebd., 1).

Ich beziehe mich hier auf eine sozialwissenschaftliche Untersuchung auf der Basis der Sinus-Studie über Lebensstile von Familien mit dem Titel »Eltern unter Druck« (Merkle & Wippermann 2008). Eltern, insbesondere jene in der sog. Mitte der Gesellschaft, nehmen die Sozialisations-, Erziehungs- und Bildungsaufgaben bei

ihren Kindern als anspruchsvoll, verbunden mit entsprechenden gesellschaftlich untermauerten Erwartungen, wahr. Das gerade in Deutschland mit hohen Idealen konturierte Bild der ›guten Mutter‹ ist auch heute ein maßgebliches Leitbild.

These 2:

Die »Überfrachtung der Elternrolle mit zunehmenden Ansprüchen und Erwartungen« (Henry-Huthmacher 2008, 24) und das Erleben, den verinnerlichten Selbstansprüchen oft nur annähernd oder unzureichend gerecht zu werden, führen nicht selten zu »massiver Verunsicherung der Eltern« (ebd., 6).

Zur elterlichen Verunsicherung in Erziehungsfragen trägt auch der Verlust eines einheitlichen Menschenbildes bei, der zu unterschiedlichen, z. T. auch konkurrierenden Werten und Erziehungszielen führt. Ausdruck dieser Verunsicherung ist die hohe Konjunktur von Erziehungsberatern in Print- und digitaler Form.

Das ›Gebot der optimalen Förderung‹ hat nichts an Brisanz verloren. Um den Wettkampf um erfolgreiche Bildungsabschlüsse bestehen zu können, investieren viele Eltern der gehobenen Milieus viel Zeit, Kraft und Geld. »Zum Normbild guter moderner Eltern gehört offenbar, ›Architekten der Kindergehirne‹ zu sein« (Merkle & Wippermann 2008, 55).

These 3:

Es zeigt sich ein deutliches räumliches und soziales Auseinanderdriften der Milieus (Henry-Huthmacher 2008, 8). »Kinder der Bürgerlichen Mitte haben heute kaum mehr Kontakt zu Kindern unterer Schichten« (ebd.).

Als Stichworte für diese räumliche und soziale Abgrenzung sind zu nennen:

- Umzug in bessergestellte Wohnviertel
- Gentrifizierung eines Stadtteils und faktisches Hinausdrängen der finanziell schwächeren Bewohner/innen
- Anmeldung der eigenen Kinder in öffentlichen Schulen mit einer gut situierten Schülerschaft
- Aufnahme der eigenen Kinder in teuren Privatschulen und privaten Kindertagesstätten

Somit sind milieuübergreifende Erfahrungen von Kindern eingeschränkt und Einblicke in die Kommunikationsweisen, Ziele und Sorgen anderer Milieus erschwert. Eine »Demarkationslinie« trennt »sozial-hierarchisch die Ober- und Mittelschicht von den Milieus am unteren Rand der Gesellschaft« (Merkle & Wippermann 2008, 51).

These 4:

Der Druck der Eltern, den gestiegenen Anforderungen bei der Entwicklung, Erziehung und Bildung ihrer Kinder gerecht zu werden, hat gesellschaftliche Ursachen. Das für ein kapitalistisch-marktorientiertes Wirtschaftssystem bestimmende Leitbild des Wettbewerbs

hat sich in das Bewusstsein der Menschen tief eingenistet. Menschen sollen als ›Unternehmer ihrer selbst‹ (Henry-Huthmacher 2008, 3) flexibel, kreativ, verantwortungsvoll und damit erfolgreich ihr Leben im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wettbewerb gestalten – im Sinne des bekannten Sprichworts: »Jeder ist seines Glückes Schmied.« Bis hinein in die ganz persönlichen Bereiche des Lebens mit Kindern hat dieses Leitbild seine nachhaltigen Spuren hinterlassen.

Bei dieser These sind zwei Aspekte in den Blick zu nehmen: zum einen die hohen Anforderungen, die mit dem Leitbild des »unternehmerischen Selbst« (Bröckling 2007), des verantwortlichen ›Selbstmanagers‹, für die Belange des eigenen Lebens und Lebensglücks verbunden sind, und zum anderen die Anforderungen der Eltern als ›Manager‹ der Entfaltungschancen ihrer Kinder. Beide Male wird gelingendes Leben verstanden als optimale Realisierung von Lebenschancen und Verwirklichungsoptionen.

Um dem Leitbild des »unternehmerischen Selbst« im persönlichen Leben wie in der Elternrolle gerecht zu werden, bedarf es finanzieller, sozialer und kultureller Ressourcen und Handlungsspielräume. Bei einem anhaltenden gravierenden Missverhältnis zwischen Anforderungen und verfügbaren Handlungsspielräumen wächst für die Betroffenen die Gefahr, den Anforderungen – ob für die eigene Lebensgestaltung oder in der Elternrolle – auch in der Selbsteinschätzung nicht gerecht zu werden, eben kein ›guter Schmied‹ für das eigene Lebensglück, das der Familie und die Entwicklung der eigenen Kinder zu sein.

Mit solchen leidvollen Diskrepanzerfahrungen sind vor allem Menschen in benachteiligten Lebenslagen konfrontiert. Sie laugen die Betroffenen auf Dauer aus, reduzieren ihre verfügbaren psychischen Kräfte und können allmählich dazu führen, sich mit dem Gegebenen resignativ abzufinden. Nach Lutz weisen solche Menschen eine »höhere soziale Verwundbarkeit« (2014a, 10) bzw. *soziale Erschöpfung* auf, die er so umschreibt:

»Soziale Erschöpfung ist eine soziale Situation, in der Menschen zwar initiativ sind, aber nicht im Sinne von Teilhabe, Reflexion und Gestaltung, sondern lediglich hinsichtlich eines Kampfes die Zumutungen des Alltags einigermaßen zu bewältigen. Der Blick auf die Zukunft fehlt, da die Gegenwart übermächtig wird. Sozial Erschöpfte verharren in einer Form der Verlangsamung, in einer Zeit ohne morgen, sie verfügen kaum noch über Energie und verschließen sich in einem Zustand des ›Nichts-ist-möglich‹ (Ehrenberg 2008). [...]«

Diese soziale Erschöpfung zeigt sich wesentlich in ›erschöpften Familien‹ [...], bei Menschen, die dem Tempo und den Zumutungen der Gesellschaft nicht mehr folgen können. Durch vielfältige Formen der Entmutigung, hervorgerufen durch höhere Verwundbarkeit, Verunsicherung, Statusverluste, Armut und dauerhafte Belastungen, sind sie immer weniger in der Lage, ihre alltäglichen Verrichtungen eigenständig, sinnvoll und nachhaltig zu organisieren, vor allem zulasten der Kinder« (Lutz 2014b, 121 f.).

Die Zone der erhöhten Vulnerabilität beginnt schon vor der Armutsgrenze, im prekären Raum niedriger Statuslagen (► Abb. 2). Die auftretenden Phänomene sozialer Erschöpfung betreffen einzelne Menschen und Familien, die sich noch der Gesellschaft zugehörig, also im ›Drinnen‹, fühlen, sowie vor allem solche, die sich als ausgeschlossen und chancenlos im ›Draußen‹ verorten. Emotionale Erschöpfung äußert sich in emotionalen, mentalen und körperlichen Erschöpfungszuständen, »die das gesamte Leben, die sozialen Beziehungen und das Handeln durchdringen und prägen« (Lutz 2014a, 100). Lutz wird nicht müde, zu betonen,

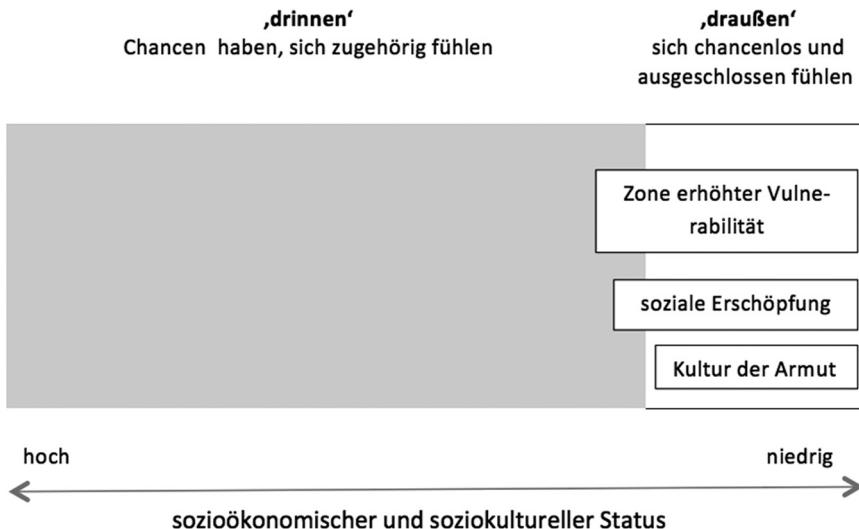


Abb. 2: Erschöpfung in der Diskrepanz zwischen (hohen) Anforderungen und (geringen) Ressourcen

dass er mit dem Begriff der sozialen Erschöpfung keine individuellen Schuldzu- schreibungen verbindet. *Soziale Erschöpfung* ist ein erklärend-analytischer Begriff, der dazu dient, die Verhaltensweisen von Menschen zu analysieren, jedoch nicht beschuldigend:

»Wir können gerade in Familien am unteren Rand der Gesellschaft vermehrt Symptome dieser sozialen Erschöpfung beobachten, die als Vernachlässigung, aber auch als Verantwortungslosigkeit den Kindern gegenüber diskutiert und angeprangert werden. Doch diese Diagnosen gehen völlig an der Realität vorbei, sie sind Ausfluss einer zunehmenden Moralisierung sozialer Ungleichheit und missachten, dass Erschöpfung sich aus sozialer Überforderung ergibt, resultierend aus der Ungleichverteilung von Gütern und Ressourcen, und das Sich-Einrichten möglicherweise die einzige Alternative darstellt, einigermaßen eine Form des Lebens zu finden« (Lutz 2014a, 13).

Das »Sich-Einrichten« in der hochbelasteten Lebenswelt mit all ihren – gerade für Kinder – problematischen Konsequenzen, das (resignative) Sich-Abfinden und Arrangieren mit den Einschränkungen des Hier und Jetzt, ohne konkrete Zukunftsperspektiven, wird auch als ›Kultur der Armut‹ bezeichnet. Trotz der fatalen Konsequenzen haben die betroffenen Menschen subjektiv ›gute Gründe‹ für dieses Sich-Einrichten in einer Kultur der Armut. So wissen wir aus Studien, dass viele Langzeitarbeitslose Erwerbsarbeit als ein normatives Ziel ihres ›Sinnens und Trachtens‹ aufgegeben haben. Warum? Nicht um sich in der scheinbaren Bequemlichkeit einzurichten, sondern um ein niederdrückendes Gefühl der eigenen Nutzlosigkeit von sich wegschieben zu können (Lutz 2014a, 129).

Interdisziplinäre Frühförderung *mit den Eltern* (Familienorientierung)

Gerade in sozial erschöpften Familien wachsen häufig Kinder auf, die entwicklungsgefährdet sind. Daher hat die Interdisziplinäre Frühförderung es oftmals mit diesen Familien zu tun. Und hier mag schon ein erster Einwand auftreten: Welchen Wert hat die Zusammenarbeit mit diesen Eltern, die sozial erschöpft sind? Sollte man sie nicht eher in Ruhe lassen und versuchen, alles Mögliche für ihre Kinder in außerfamiliären Einrichtungen zu tun? Genau dieses Bild wird in den fachlichen und bildungspolitischen Diskursen z. T. propagiert und dafür plädiert, die Kinder aus Familien mit niedrigem Sozialstatus frühzeitig in außerfamiliäre Betreuungs- und Bildungseinrichtungen aufzunehmen. Das ist sicher eine richtige Strategie, um diese Familien zu entlasten und Kindern aus unterschiedlichen sozialen Lagen Interaktions- und Kommunikationsgelegenheiten zu ermöglichen sowie Demarkationslinien zwischen den Milieus zumindest ansatzweise entgegenzuwirken. Jedoch ist die frühzeitige Aufnahme der Kinder sozial erschöpfter Eltern in Kitas oder eine Tagespflege keineswegs hinreichend. Vielmehr gilt es, diese Eltern nicht aufzugeben, sondern sie so gut es geht in ihrer Elternrolle trotz ihrer Erschöpfungszustände zu stützen und zu stärken. Dafür gibt es wichtige Gründe.

Erinnert sei an die Korrelation zwischen der Dauer, in denen Kinder unter deprivierenden familiären Bedingungen aufwachsen, und der verzögerten Gehirnentwicklung, speziell der Amygdala, was Hilfen zur Verbesserung der familiären Situation von Anfang an herausfordert. Dem entsprechen auch die Ergebnisse von Längsschnittstudien wie die US-amerikanische NICHD Study of Early Child Care (Textor o. J.): Zwar beeinflusste die außerfamiliäre Betreuung der Kinder, speziell ihre Qualität hinsichtlich Art, Dauer und Stabilität, die kognitiv-sprachliche und sozio-emotionale Entwicklung der Kinder während der ersten drei Lebensjahre. Jedoch übten Familienfaktoren, z. B. die mütterliche Sensibilität, die Qualität des familialen Umfeldes und das Familieneinkommen, einen größeren Einfluss aus als die außerfamiliäre Betreuung.

Aus der Vielzahl insbesondere US-amerikanischer Evaluationsstudien zur nachhaltigen Wirksamkeit von Frühförderung lässt sich die Schlussfolgerung ziehen, »dass eine einseitige Ausrichtung der Frühförderung auf die Arbeit in der Kindertagesstätte keineswegs dem Anspruch gerecht wird, die soziale Teilhabe und langfristig bestmögliche Entwicklung des Kindes zu sichern. Vielmehr muss die Beratung der Erzieherinnen verbunden werden mit Unterstützungsangeboten für die Eltern des Kindes [...]« (Sarimski et al. 2013, 202). »Die ebenso wichtige Kooperation mit Kindergärten kann die Elternarbeit nicht kompensieren, da die Familie den zentralen und primären Erfahrungsraum des Kindes darstellt« (Peterander & Weiß 2017, 34).

Die Forschungslage spricht also eindeutig für die Notwendigkeit einer familienorientierten Frühförderung. Und doch scheint das Modell der Frühförderung *mit den Eltern* gefährdet zu sein, evtl. sogar ein Auslaufmodell zu werden. So brachten in einer explorativen Befragung von Krause rund 41 % der Frühförder-Fachpersonen »nur bis zu maximal zwei Stunden je halbes Jahr für Elterngespräche auf